

Die Tannhoferbuben

Ein Waldroman von Hans Ernst

17

(Nachdruck verboten.)

Robert geht ein paar Tage wortlos und verschlossen umher. Und ohne mit der Mutter eine Aussprache gehabt zu haben, reißt er nach einem plötzlichen Entschluß so rasch wieder ab, wie er kam. Eine unausgesprochene Trauer lag über dem Tannhof. Die Mutter spricht kein Wort und Wärtel sitzt in den Ecken und leutet.

Nur Christoph ist in diesen Tagen etwas fröhlicher geworden. Das hat aber mit Robert nichts zu tun, sondern eine ganz andre Bewandnis.

Bisher hat er sich um kein Mädchen mehr gekümmert. Und wenn die Mutter immer wieder drängt, er solle doch Umschau halten bei den Bauerntöchtern im Umkreis, so sagt er wohl, daß er bereits daran sei, aber es könne ihm keine gefallen. Einmal hat er es versucht und hat an einem Sonntagmorgen einen Besuch beim Lacherbauer abgestattet, der drei Töchter hat im heiratsfähigen Alter. Aber dann hat er nicht gewußt, welche von den dreien eigentlich die richtige sein könnte. Sie sind alle rötlichblond, schwermüde und sehen mit ihren strengen Gesichtern gar nicht wie Mädchen aus, sondern wie Frauen, die schon im Mittag ihres Lebens stehen. Die erste holte ihm gleich ein Krüglein Most aus dem Keller, die zweite brachte Streuselkuchen und die dritte kochte Kaffee. Jede war eifrig um ihn bemüht, denn sie ahnten wohl, weshalb er gekommen sei. Aber als er gesüßigt und von dem guten Most schon heller gestimmt war, sagte er, daß er wegen dem zweijährigen Fuchsen gekommen sei, denn er habe gehört, daß der Lacherbauer ihn verkaufen möchte.

Der Bauer antwortete ihm darauf ziemlich unfreundlich, daß er daran noch gar nie gedacht habe, die Töchter bekommen einen ganz sauren Mund und sahen noch älter aus.

Dann habe er also den Weg umsonst gemacht, sagte Christoph. Wie die Leute nur immer so lügen könnten. Er habe bestimmt gehört, daß der Lacherbauer den Gaul verkaufen möchte. Aber das schade weiter nichts, und vielleicht käme der Lacher auch einmal am Tannhof vorbei, damit man sich erkennen könne für die heutige freundliche Aufwartung.

Der Lacherbauer kam nicht und Robert gab es wieder auf, in den Nachbarshöfen Umschau zu halten.

Heute aber, wie er so auf der Chamer Landstraße dahinfährt, hat er eine Begegnung, die ihn aus seiner Ruhe schenkt. Er hat ein Mädchen nach Wetzell bringen müssen und ist nun auf dem Helmweg. Ganz gemüht tritt der Gaul dahin. Sein Herr hat die Bügel um den Bremegriff gehängt und sitzt mit ausgezogenen Knien, die Arme um die Lehne des Sittens geschlungen, auf dem Wägelchen.

Ungefähr dreißig Meter vor ihm geht auf der linken Straßenseite ein Mädchen. Er glaubt wenigstens, daß es ein Mädchen ist, denn für eine Frau ist ihr Gang viel zu rasch, die Haltung ihres Körpers zu straff, die Formen zu jugendlich.

Sie geht schon eine ganze Weile vor ihm her, und vielleicht ist das schuld, daß dem Christoph Wehner so wunderliche Gedanken durch den Kopf ziehen. Er muß plötzlich denken, daß es eigentlich ganz schön wäre, so eine Frau zu haben, die am Abend mit ihm vor der Tür sitzt, die Freude hat an dem großen Hof, die ihm Kinder bringt und das Gesicht der Tannhofer weiterführt.

Und weil er nun das rasch dahinschreitende Mädchen lange genug von rückwärts betrachtet hat, spürt er starke Lust, nun auch ihr Gesicht zu sehen. Er schnalzt dem Brauner um die Ohren, das Wägelchen rollt, und schnell hat er sie eingeholt.

„Guten Abend,“ sagt er freundlich. „Aufhören?“

Zwei bunte Augen schauen zu ihm auf und ein flüchtiger Mund lächelt ihm an.

„Nein, es ist nimmer der Mühe wert. Draußen vor dem Wald muß ich haltwärts.“

„Schad. Ein wenig Gesellschaft hätte ich ganz gern gehabt. Kommt auch von Wetzell?“

„Nein, von Draxelried. Bei einer Beerdigung war ich. Eine Base von uns ist gestorben. Kommt du von Wetzell?“

„Ja, ein Kälbchen hab ich hingebacht.“

„So, so, ein Kälbchen.“

Sie hängt sich mit der einen Hand am Wägel ein und läudert schnell und klingend wie der Waldbach, der an ihnen vorbeispringt. Von der Beerdigung erzählt sie, daß sie schrecklich viel Leute der guten Base das letzte Geleit gegeben hätten. Hernach seien sie in die Wirtschaft gegangen und ihr Vater habe so fabeln angefangen, deshalb sei sie allein auf dem Weg, denn der Vater sei ein Hodenbleiber.

Und so kommen sie in den Wald. Es geht einen schmalen, feilen Fußweg hinauf und das Mädchen muß nun hinter dem Fuhrwerk gehen. Da springt Christoph vom Fuhrwerk und stellt sich zu ihr.

Der Wald steht dicht, uralt und hoch, es fällt kaum noch ein heller Strahl herein. Das Mädchen redet nichts mehr, überall ist Schweigen, das Mädchen redet die Stille mit sich.

„Wo her denn du kommst?“ fragt Christoph nicht.

„Vom Göddl bin ich. Vom Göddl von Pentling.“

„So, so, vom Göddl von Pentling bist du?“

„Ich hab gedacht, du hättest mich kennen.“

„Nein, ich kann mich net erinnern, daß ich dich schon einmal gesehen hätte. Das ist doch der Einödhof hinterm Reindewald? Wenn ich net irr. Haben wir da einmal Saatfartof sein g'holt.“

„Das wozu ich net. Aber du bist ein Tannhofer, geht?“

„Es freut ihn ungemein, daß sie ihn kennt. Ueberhaupt — es wird ihm so sonderlich warm, fast heiß. Das Mädchen vom Göddhof geht neben ihm, gleichen Schrittes, und er spürt ihren Atem zuweilen von der Seite. Herrgott! Wenn er jetzt auch das erleben könnte, womit die andern Kurpfen gern prahlten! Er weiß ja gar nicht, wie das ist, wenn man ein Mädchen küßt, das man gern hat. Da mal, die Küsse, die er Wärtel geraubt hat, das war ja nichts. Heute ekelt ihn vor solchem Tun. Ganz festerlich ist ihm zumute. Am liebsten hätte er die Hand des Mädchens gefaßt und eine kühne Frage getan.“

„So, so, ein Kälbchen hast nach Wetzell gebacht?“ bricht das Mädchen die Stille. Und obwohl diese Frage eigentlich gar keinen Bezug mehr hat auf das vorher Gesprochene, ist er doch froh, ihre Stimme wieder zu hören.

„Ja, weil die Wetzeller Wehger um drei Pfennig mehr zahlen. Meine Mutter, weißt, die frickt um jeden Pfennig.“

„So muß es sein,“ antwortet das Mädchen. „Man kann es auch oft genug hören, was die Tannhoferin für eine tüchtige Bäuerin ist.“

„Kennst du sie? Sie ist nämlich auch von Draxelried gebürtig.“

„Nein, die Tannhoferin kenn ich net. Aber euch kenn ich. Ich weiß bloß net, was du für einer bist, der Gute oder der Wilde.“

Da lacht Christoph laut und breit heraus, ein urgewaltiger Ton ist's.

„Der Gute und der Wilde! Kennst man uns so?“

„Wißt du amend gar der, der die schönen Bilder schnitzt?“

„Nein, der bin ich net. Ich bin schon der Wilde. Und — jezt hast wohl Angst vor mir?“

„Nein, Angst hab ich net. Du schaust ja auch gar net so wild aus. Und stolz bist auch gar net, denn du hättest mich doch aufführen lassen.“

„Sagen sie vielleicht das auch, daß wir stolz sind?“

„No, das ist doch schon sprichwörtlich: stolz wie die Tannhofer.“

Da muß er wieder lachen. Diesmal lacht er aber ihre Hand dabei und es ist gar nichts von Wildheit an ihm, wie er diese weiche, kleine Hand drückt.

Der Braune bleibt stehen; er will den Berg lieber auf zweimal nehmen.

„Wie heißt denn nachher du?“ fragt Christoph und schaut sie an.

„Martha heißt ich.“

„Bleibst du komm ich einmal bei euch vorbeil,“ meint er und beugt sich ein wenig zu ihrem Gesicht hin.

„Ja, das tät mich schon freuen.“

„It es wahr, Martha? Und — wir ich dir net zu wild?“

Sie schüttelt mit einem feinen Lächeln den Kopf.

„Das sagen bloß die Leute. Ich glaub's net.“

Sie fühlte sich mit sanfter Gewalt an seine Brust gedrungen. Ein Zittern geht durch sie hin. Aber ihr Mund kommt dem seinen entgegen, gibt sich zögernd und doch willig hin.

Der Braune wiehert hell und schreit sie auf. Sie läßt ihre heißen Gesichter voneinander und sehen sich nicht an. Christoph nimmt in seiner Verlegenheit die Fellecke vom Wagen, knallt ein parmal und zerreißt damit das Schwelgen im Walde.

Sie gehen wieder hinter dem Wägelchen her, Hand in Hand in schöner Eintracht. Das schmale Gesicht des Mädchens ist von einer flammenden Rote überhaucht, und Christoph schaut so festerlich drein, als wäre ihm ein Wunder widerfahren.

Da lichtet sich der Wald und ein Wiesenhang im Abendgold liegt vor ihnen. Gleich ein Stück weiter vorne zweigt ein Sträuchlein links ab, das zum Göddhof hinaufführt.

Martha verlangsamt den Schritt und fragt, ohne ihn anzusehen:

„Was denkst jezt du von mir?“

„Och,“ sagt Christoph, und der Braune bleibt stehen. „Denken mücht ich schon was, aber ich traue mirs net recht, nämlich — ob du mir ein wenig gut sein kannst?“

wächst und breitet sich aus. Da eist trennen sich die beiden. Sie reichen sich die Hand und dann geht Martha rasch behändig hinauf.

Christoph schaut ihr nach, bis sie in der Dämmerung verschwindet. Dann steigt er auf das Wägelchen.

„Hü, Bräudl,“ sagt er, und das Pferd schüttelt die Mähne und geht an. Es weiß den Weg von selbst. Es geht bald auf- bald abwärts im Gelände, einmal durch dunklen Wald und dann wieder über Wiesen und Felder.

Fein ringt das Rad. Christoph sieht weit zurückgelehnt, schaut zu den Sternen auf und träumt mit wachen Augen. Er sieht sich schon als junger Bauer. Lauter hellere Bilder fliegen vor ihm auf.

Es wandeln im Frühling durch den Wald, er und Martha. Und er wird ganz still und heimlich lächeln, wenn sie an Stellen vorbeigehen, wo er in früheren Tagen die Klischee trafen ließ...

Sie schreiten Sonntags durch die Felder, wenn die Weizen weiß sind in der Mittagsommerjonne. Er in Hemdärmeln, still und gelassen, einen Schweizerkumpen zwischen den Lippen. Martha hell und aufgeschlossen, in der luftigen Tracht der jungen Bäuerinnen...

Sie sitzen zur Wintersonne unter dem milden Schein der Lampe. Die Stube riecht nach Holz und Kesseln, das Spinnrad schurrt unter Marthas flinken Händen, und die Mutter wird dann lautlos durch die Stube huschen, wird sich in großmütterlicher Sorge über den längsten Tannhofer neigen, der neben dem Ofen in der Wiege liegt...

So träumt der Christoph, bis ihn das raschere Rollen der Räder aus seinen Gedanken rüttelt.

Der Braune, die Nähe des heimlichen Stalles wahrnehmend, schlägt einen flotten Trab an. Christoph hindert ihn nicht daran, und fünf Minuten später halten sie schon vor dem Tannhof.

Christoph wirft Steffel die Bügel zu, lächelt dem Braunen den Hals und betritt dann die Stube. Die Mutter sitzt im Herrgottswinkel und lächelt Bohnen. Sie unterbricht diese Arbeit auch nicht, als Christoph das Geld für das verkaufte Kälbchen auf den Tisch legt.

„Stimmt,“ sagt sie. „Hast eingelehrt auch, weil du so lange aus bist?“

„Unterwegs hab ich einmal Halt gemacht,“ antwortet Christoph und dreht sich um.

Wärtel bringt für Christoph das Essen und er macht sich mit großem Appetit darüber. Die Mutter betrachtet ihn heimlich und lange, bis sie sagt:

„Deinem G'hau nach mücht man meinen, es sei die was recht lustig begegnen.“

„Kann sein, Mutter,“ antwortet Christoph und schmunzelt.

Die Bäuerin fragt nicht weiter, obwohl sie es gar zu gerne gewußt hätte. Christoph kopft sich nach dem Essen umständlich eine Pfeife und wickelt sein Gesicht ein. Eine schöne, verheißungsvolle Stille macht sich breit.

„Wohlt du schon, Mutter, daß sie uns stolz nennen?“ fragt er dann unermittelt.

„So? Sagen sie das? Na, Schand ist es keine.“

„Und ich und der Robert sind der Gute und der Wilde.“

„Hast du das alles heut erfahren?“ fragt die Tannhoferin.

„Ja, heut hab ich erfahren. Heut hab ich überhaupt viel erfahren,“ leht er bedeutungsvoll hinzu und paßt wie der, daß es selbe bradelt im Pfeifenkopf und die Rauchwolken sein Gesicht verfletern.

Am andern Tag meint der Christoph so beiläufig, daß man Saatgetreide brauche, denn es sei ziemlich viel Unkraut im Roggen gewesen. Er müsse da halt einmal Umschau halten. Beim Göddbauern in Pentling, ja, das habe er zufällig erfahren, dort gäbe es gutes Saatforn und er könnte ja schließlich am Sonntag einmal hinfahren.

„Ich höre dich schon traben,“ denkt die Mutter und geht lächelnd hinaus auf die Weide, wo der alte Steffel einen Baumstamm aushöhlt zu einem Brunnentrog.

„Du, Steffel,“ sagt sie. „Du kennst doch den Göddl von Pentling?“

„Freilich kenn ich den,“ gibt der Alte Auskunft. „Die Göddlin ist eine geborne Schwendner von Commerau.“

Die Tannhoferin beschaut sich nun recht angelagert den halbausgehöhnten Baumstamm und sagt nach einer Weile:

„Eigentlich sollt man einen Brunnentrog betonieren lassen. Alle zwei, drei Jahr verkauft so ein Stamm und — was ich sagen will: sind Töchter auch da auf dem Göddhof?“

„Eine einzige bloß. Ein Bub war noch da, aber der ist ungelommen im Wald. Ein Baumstamm hat ihn erschlagen. Das hast doch sicher gehört damals?“

„Ja, ich kann mich jezt schon erinnern,“ meint die Bäuerin nachdenkend. „Rein Gott, ist auch schwer für so Leute.“

Sie wendet sich wieder ab.

Steffel lächelt verschmüht hinter ihr her und denkt sich auch: „Ich hör dich schon traben, Bäuerin.“

Am Sonntag mittag zieht Christoph das bessere Wägel aus dem Schuppen und trägt die zwei schönen Laufgeschirre vom Speicher herunter. Vater, der junge Knack, blist ihn einspannen, und als die Mittagsglocken läuten, ist der junge Tannhofer fahrbereit.

Stattlich ist er anzusehen, wie er neben dem laubergigen Fuhrwerk steht, so groß und schlant, Schulterbreit in gelassener Würde. Nichts Verschlossenes, Richtiges ist mehr in seinem Gesicht, die Kerbe zwischen seinen Brauen ist heute auch nicht da und die blonde Stirnlode kräuselt sich fast unter dem weiten Hutrand harmlos. Nun steigt er auf und nimmt die Bügel in die Hand.

„Hü!“

Es geht dahin in leichtem Trab. Das Wetter ist schön, und grad eine Lust ihm, durch die herrlich liegenden Felder zu fahren.

(Fortsetzung folgt.)